

noch verurtheilte Gertrud doch die Verhältnisse. Wenn Wilhelm reich gewesen, oder ihr das große Los zugefallen wäre, sie würde ihn erwählt haben, und keinen anderen. So aber paßte sie leider nicht zu einer armen Frau in beschränkter Lage; sie hatte es diesen Winter nur zu deutlich erkannt. Und darum würde sie nicht nur nicht glücklich an Wilhelms Seite geworden sein, sie würde auch ihn unglücklich gemacht haben. Es war also schon das beste, so viel Thränen es ihr auch kostete, daß ihre Verlobung mit ihm, die in thörichter Übereilung geschlossen worden war, sich auflöste. Gertrud war fest davon überzeugt, daß Wilhelm auch so denken werde.

Siebentes Kapitel.

Gertruds Wunsch war erfüllt. Sie war eine reiche Frau. Das Leben der Arbeit und Entsagung lag hinter ihr. Und merkwürdig, wie schnell sich das junge Weib an Luxus und Kleiderpracht gewöhnte. Herr Herrig hatte wohl nicht geglaubt, daß die aus armen Verhältnissen kommende Braut ihm eine so „kostbare“ Frau werden würde. Aber ein altes Sprichwort sagt: „Wer A sagt, muß auch B sagen.“ Und so viel war gewiß, daß Gertrud bald lernte, ihren Mann um den kleinen Finger zu wickeln. Sie bat und schmeichelte, sie schmollte und schmälte und ruhte in keinem Falle eher, als bis sie ihren Willen durchgesetzt hatte. Ja, vielleicht hätte sich der Fabrikherr doch zweimal besonnen, ehe er um die hübsche Kokette warb, wenn er geahnt hätte, welch verschwenderische Modenarrin in dem Mägdlein steckte, das sich als Braut so dankbar für jede kleine Aufmerksamkeit gezeigt und ein Konzert bei Wisse oder ein Theaterbillet mit kindischer Freude als großes Ereignis begrüßt hatte. Trau', schau', wem? Aber dafür hatte